

# Auerthal-Beitung.

Localblatt für Aue, Auerhammer, Zelle-Mösterlein, Nieder- u. Oberpfannenstiel, Lauter, Bodau und die umliegenden Ortschaften.

Ersteinst  
Mittwoch, Freitag u. Sonntag.  
Abonnementpreis  
incl. der 3 wöchentlichen Beilagen vierteljährlich  
mit Fringerlohn 1 Mk. 20 Pf.  
durch die Post 1 Mk. 25 Pf.

Mit 3 illustrierten Beiblättern:  
Deutsches Familienblatt, Gute Geister, Zeitspiegel.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Hegemeier in Aue (Erzgebirge).  
Redaktion u. Expedition: Aue, Marktstraße.

Inserate  
die einseitige Corpustelle 10 Pf.,  
Beitrag wird nach Zeitstellen, Nonpareille  
sich nach dieser berechnen.  
Bei Wiederholungen hoher Rabatt.  
Alle Postanstalten und Landbriefträger  
nehmen Bestellungen an.

No. 139

Freitag, den 24. November 1893.

6. Jahrgang.

## Politische Nachrichten.

Deutschland.

Berlin, den 22. November.

Der deutsche Reichstag hat es für gut befunden, sich gleich nach der Präsidentenwahl bis heute zu vertagen. Es wird sehr zu bezweifeln sein, ob der Reichstag nun noch vor dem Weihnachtseste eine starke Besetzung aufweisen wird, denn eine große Zahl derjenigen Abgeordneten, die nach der Präsidentenwahl einwilligen wieder nach Hause gereist sind, wird kaum Neigung zeigen, vor Weihnachten abermals nach Berlin zu kommen und seine Wiederkehr bis zu bedeutsamen Abstimmungen verschieben. So besonders stark war der Besuch des Reichstages übrigens schon bei seinem Zusammentritt nicht; nur 215 Volksvertreter erhoben sich bei Namensaufruf, man sah also 182, die nicht da waren. Es ist sehr zu wünschen, daß sich in den kommenden Monaten das von früher her bekannte köstliche Schauspiel eines überaus schwachen Besuches des Reichsparlamentes nicht wiederholt, das Ansehen des Reichstages wird dadurch nicht gefördert, und die Begeisterung der Wähler für die Reichstagswahlen noch weniger. So wird sich voraussichtlich der Beginn der eigentlichen Redebühne im Reichstage doch vor nur mäßig besetzten Bänken abspielen, obgleich dem zu erwartenden harten Strauß ein ganz anderes äußeres Bild zu gönnen wäre.

Ein harter Strauß wird es sicher werden, der Ende dieser Woche im Reichstagssaale anhebt; die Handelsverträge des deutschen Reiches mit Spanien, Rumänien und Serbien, welche die Tagesordnung bilden, beschwören eine Auseinandersetzung zwischen dem Reichskanzler Grafen Caprivi und dem Reichstage über die gesamte Wirtschaftspolitik herauf. Und heiß wird es dabei hergehen die Gegensätze werden mit großer Festigkeit aufeinanderstoßen. Es ist bekannt, wie die Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien s. B. schon von den Abgeordneten aus den landwirtschaftlichen Kreisen heftig bekämpft, aber am Ende doch mit großer Mehrheit angenommen wurden, allerdings mit Rücksicht auf die Stärkung der politischen Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn und Italien, die uns so eng verbündet sind. Es hat damals nicht an Stimmen gefehlt, fehlt auch heute noch nicht daran, die sich der Anschauung zuneigen, Deutsch-

land hätte in jenen Handelsverträgen mehr Vorteile für sich herausklopfen müssen. Die Sache ist nun die, daß bei einem Scheitern jener Verträge die Gefahr bestand, daß uns ein gewaltiges Abhängigkeitsgebiet sofort verloren ging. Die kleine Schweiz hat mit Frankreich einen Zollkrieg begonnen, weil sie sich mit der französischen Regierung über einen neuen Handelsvertrag nicht einigen konnte, und auch wir würden auf allen Seiten und Enden Zollkriege erhalten haben, wenn wir eine Einigung zur rechten Zeit abgewiesen hätten. Und wenn wir heute auch den Zollkrieg mit Rußland aushalten können, ein Zollkrieg mit dreiviertel Europa würden wir nicht ausgehalten haben. Die Wahl zwischen einem Zollkrieg und einem Vertrag würde auch dem Fürsten Bismarck nicht erspart geblieben sein, denn es ist Thatsache, wenn auch eine halb vergessene, daß wenige Monate vor des Fürsten Rücktritt die österröische Regierung die Schließung eines Handelsvertrages mit Aufrechterhaltung der deutschen Kornzölle rundweg abgelehnt hatte. Nach menschlichem Ermessen hätte Fürst Bismarck im Prinzip schließlich daselbe thun müssen, was sein Nachfolger am Ende gethan hat.

Diese Handelsvertragsfrage wäre ja bald in den Hintergrund getreten, wenn die Verhandlungen mit Rumänien und Rußland nicht gekommen wären. Der Bund der Landwirte und die ganze konservativere Partei haben gegen eine Ermäßigung der Kornzölle mobil gemacht, von der Zentrumspartei ist mindestens ein recht harter Teil gegen weitere Zollermäßigungen für Getreide, und auch ein Teil der national-liberalen Abgeordneten hat sich verpflichtet, dagegen zu stimmen. Ob ein deutsch-russischer Handelsvertrag, wenn er im Entwurfe überhaupt zu Stande kommen sollte, Aussichten auf eine Annahme durch den Reichstag hat, das wird sich jetzt bei den Debatten im Reichstage zeigen. Jede Partei wird hier ihre Grundzüge in bestimmter Weise zu vertreten haben und auch die Reichsregierung wird ihren Standpunkt ausdrücklich erhalten. Aus der Fassung der letzten Reichstagsrede, in welcher mit Rußland eine Einigung zur Beilegung des handelspolitischen Streites und des Zollkrieges erhofft wird, ergiebt sich zur Genüge, daß in Sachen der Handelsverträge der Kaiser durchaus mit dem Grafen Caprivi übereinstimmt. Das bedeutet, daß nicht die Handelspolitik der Stein des Anstoßes sein wird, über den er fällt.

Der Majoratsbesitzer Freiherr v. Thielemann, Jakob-

dorf verlangt in einem offenen Schreiben an den Vorsitzenden des Bundes der Landwirte, letzterer solle mit folgenden Forderungen hervortreten: Erhöhung der Getreidezölle auf nicht weniger denn 8 Mk. auf den Doppelcentner, die Kündigung der Meißbegünstigungsverträge, die Revision der letzten Handelsverträge nach dieser Richtung hin, und endlich eine derartige Ermäßigung der Zölle seitens des Auslandes, daß unserm Ausfuhrgewerbe ein gewinnbringender Abzug gesichert werde. Die Erfüllung dieser Forderung sei eine Unmöglichkeit nur für den gegenwärtigen Reichskanzler Grafen Caprivi. Es müsse also ein anderer Reichskanzler an seine Stelle kommen, und so lange das nicht geschehe, sei es Sache des Bundes, den Grafen Caprivi, wenn er auch im besten Glauben handle und ein Ehrenmann durch und durch sei, ohne Haß und Beschämtheit, aber um so nachdrücklicher, das politische Leben und das Regieren so schwer wie irgend möglich zu machen.

Der Berliner Correspondent der „Times“ schreibt in bemerkenswerter Weise: „Während die britische Industrie fortfährt, durch den härtesten Arbeitskampf (den Streik der Bergleute) geschädigt zu werden, den es je gegeben hat, sind die Deutschen — jetzt unsere gefährlichsten Konkurrenten auf den Weltmärkten, darüber aus, die Ernte des großartigen Erfolges einzubringen, den sie in Chicago errungen haben. Die Bezeichnung „made in Germany“ kann nicht mehr als ein Ausdruck der Bekrittelung angesehen werden, so bekannt ein Drittel der Preise, welche unter die 68 auf der Weltausstellung vertretenen Länder verteilt werden, an Deutschland allein gefallen sind. Ja, es sind hier bereits Klagen laut geworden, daß die Amerikaner selbst schon ihre eigenen Waren mit jener Bezeichnung „An Deutschland fabriciert“ zu stampeln anfangen, um von der großen Nachfrage nach deutschem Fabrikat zu nagen. . . . In anbetracht des guten Namens, den die deutsche Industrie auf der Weltausstellung sich erworben hat, sieht sie sich sicher, daß jede Tarifierreform, die Präsident Cleveland einführen mag, das Signal für eine bislang nie erreichte Entwicklung des deutschen Handels mit Amerika sein wird.“

Während der Reichstagswahl verteilte ein Lehrer im Kreise Puhlig freisinnige Wahlzettel und Flugblätter. Wegen dieses Verhaltens leitete die Regierung Disziplinaruntersuchung gegen den Lehrer ein und erkannte auf Amtsentsetzung

(Nachdruck verboten.)

## Feuilleton.

### Die Gouvernante.

Roman von Rudolf Scipio.

Fortsetzung.

Der Kommerzienrath empfing seinen neuen Ingenieur mit ausgeführter Höflichkeit und stellte ihn den anwesenden Herren vor. Als er den Namen des Doktors nannte, bemerkte er dazu: „mein Neffe.“

Felden wurde durch diese Mitteilung einigermaßen über den Charakter seines Hausgenossen beruhigt, denn er begriff jetzt, was diesen jüngst bei der Erwählung der Gründungen des Kommerzienraths so lebhaft erregt hatte.

„Wenn ich nicht irre, so sind wir Hausgenossen,“ sagte Born, während seine hellen Augen forschend auf Feldens Gesicht ruhten.

Felden wurde durch den Eintritt der Frau und Tochter des Kommerzienraths einer Antwort überhoben.

„Sie haben uns, noch bevor wir Sie kannten, bereits zu lebhaftem Dank verpflichtet,“ sagte die erstere, Felden ihre Hand reichend. „Ohne Ihre muthige Hilfe hätte Frieda leicht ein Unglück treffen können.“

„Die Sache war nicht so ernst, als es vielleicht den Anschein gehabt haben mag,“ versetzte Felden. „Auch ohne mein zufälliges Dazwischentreten würde wohl Niemand bei dem Vorfall zu Schaden gekommen sein, nicht einmal der Knabe, welcher der am meisten Gefährdete dabei war; das Pferd war klug genug, zurückzuspringen, als es denselben vor seinen Füßen sah.“

„Die Kommerzienrathin, welche aus Feldens Worten einen leisen Vorwurf für Ihre Tochter heraushörte, hielt es für gut, das Gespräch dadurch zu Ende zu bringen, daß sie sich einem neuen Gaste zuwandte.“

Frieda stand, als Felden sich jetzt zu dieser wandte, wie mit Purpur überglänzt da und war in ihrer Verwirrung eine so liebliche, anmuthige Erscheinung, daß sich Felden unwillkürlich veranlaßt sah, die erste Miene, welche er bis jetzt bewahrt hatte, abzulegen und einige freundliche Worte an das junge Mädchen zu richten, welche sich, wie er erkannte, durch seine Bemerkung verletzt fühlte.

„Sie dürfen es mir nicht übel nehmen,“ sagte er, „wenn ich den mir wohl in Ihrem Namen ausgesprochenen Dank für eine Handlung ablehnte, welche sich ganz von selbst verstand. Außerdem würde durch die Annahme eines Dankes der Sache meinerseits eine Bedeutung beigelegt worden sein, welche sie in der That nicht hatte.“

„Ich habe es anders angesehen,“ versetzte Frieda, die sich inzwischen gesammelt hatte, „doch streiten wir nicht darüber. Wenn Sie meinen Dank in Worten nicht wünschen, so werden Sie nichts dagegen haben, wenn ich Ihnen denselben dadurch abtrage, daß ich aus jenem Vorfall die Lehre ziehe, jenen Weg niemals wieder zu einer Zeit zu befahren, zu der er von den Leuten benutzt wird, für die er eigentlich bestimmt ist.“

Felden fühlte sich durch diese Auffassung, die er nicht erwartet hatte, in hohem Grade angenehm berührt und bedauerte es lebhaft, als er die auf so eigenartige Weise begonnene Unterhaltung mit dem jungen Mädchen durch den Eintritt neuer Gäste gestört sah.

Die ausgehenden und prächtig ausgestatteten Gesellschaftsräume begannen sich jetzt immer mehr zu füllen. Felden, der sich unter den vielen ihm fremden Gesichtern wenig behaglich fühlte, zog sich bald in eine Fensternische

zurück, von welcher aus er das bunte Treiben ungestört beobachten konnte.

An die Einsamkeit seines Bergschlosses gewöhnt, hatte er sich niemals in großer Gesellschaft heimlich zu fühlen vermocht. Mehr noch als die Unruhe widerte ihn das lärmliche, gemachte Wesen und die Heuchelei an, welche für die weitaus meisten Menschen mit dem geselligen Verkehr verbunden sind. Mit dem Anliegen des Gesellschaftsangeses glauben die Meisten bei solchen Gelegenheiten auch ein besonderes Gesicht aufsetzen zu müssen. Man giebt sich nicht mehr wie man ist, sondern wie man glaubt, daß es für die Stellung in der Gesellschaft am vortheilhaftesten sei. Man läßt mit Worten und Blicken und heuchelt Gefinnungen, von denen das Herz nichts weiß, während die Unterhaltung, statt ein wirklicher Austausch von Gedanken zu sein, sich meist auf die alltäglichsten Dinge und Gemeinplätze beschränkt und eigentlich nichts weiter ist, als ein Spiel mit inhaltslosen Worten weshalb denn auch in der Regel gerade diejenigen als die Edwen der Gesellschaft zu glänzen pflegen, welche den wenigsten Verstand besitzen.

Vor sich sah Felden jetzt die Gestalt des Doktors aus dem Gewirre von ihm fremden Gesichtern auftauchen. Seine Miene zeigte einen halb spöttischen, halb grimmigen Ausdruck und es schien, als ob er ebenfalls ein Nist suche, um sich von der Gesellschaft absondern zu können. Als er sich bereits nahe vor dem durch den dichten Vorhang verdeckten Tische befand, wurde er durch Frieda aufgehalten, welche seinen Arm ergriff.

„Ich habe noch keinen Augenblick Zeit gefunden, Dich allein zu sprechen,“ begann sie, „wie geht es Dir?“

„Mir geht es ganz gut,“ versetzte der Doktor mit einem schlaun Lächeln, „doch was Dir ja wohl die Hauptsache bei Deiner Frage ist, auch ihm geht es gut und er hat